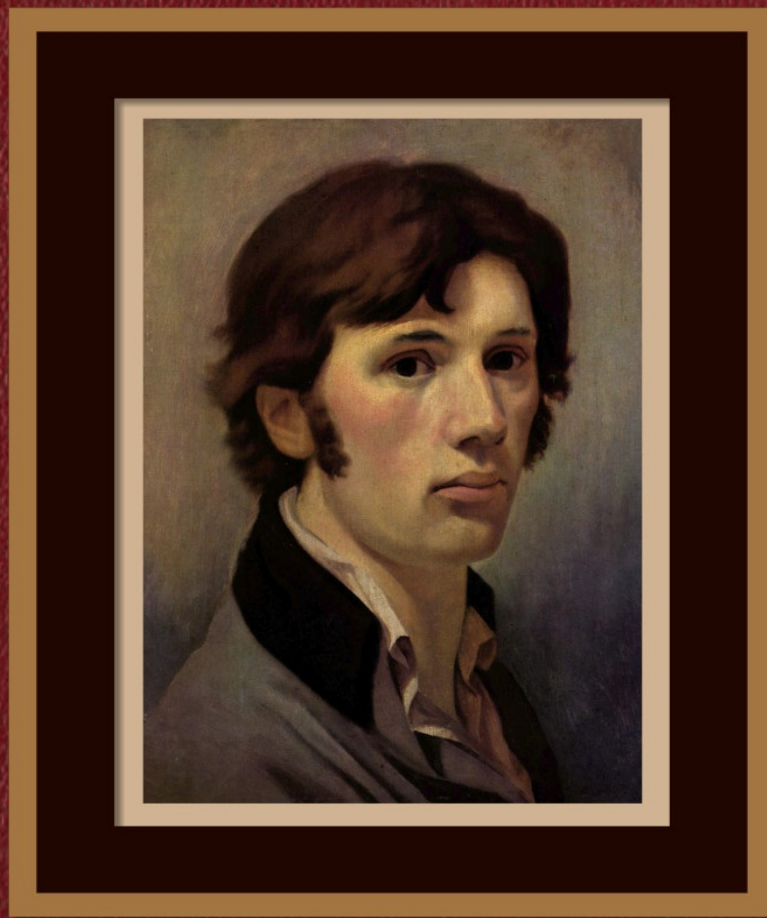


Renate Krüger

Aus Morgen und Abend der Tag



**Philipp Otto Runge -
Sein Leben in fünf Bildern**

Impressum

Renate Krüger

Aus Morgen und Abend der Tag

Philipp Otto Runge – Sein Leben in fünf Bildern

ISBN 978-3-86394-305-9 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta unter Verwendung eines Selbstporträts von 1802.

Das Buch erschien erstmals 1977 im Union Verlag, Berlin.

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860-505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten.

Philipp Otto Runge in einem Brief an Daniel Runge vom Februar 1802

Erstes Bild: Die Eltern

1. Kapitel



Philipp Otto Runge: Die Eltern, 1806

Zum zweiten Mal in diesem harten Jahr 1806 fährt Philipp Otto Runge die Straßen, die er in sehnsüchtigen Gedanken so oft zurückgelegt hat: die Wege zwischen Hamburg und Wolgast, zwischen der Weltstadt und dem kleinen pommerschen Hafen, zwischen der Elbemündung und der Mündung der Peene. Doch die Wirklichkeit ist anders als die Sehnsucht, das Land ist unruhig, unsicher, geängstigt. Wird auch uns der Krieg heimsuchen? Werden die Franzosen uns quälen? Die Last dieser Wirklichkeit wird für Runge nicht dadurch leichter, dass er sie nicht allein tragen muss. Frau und Kind sind bei ihm. Er verpflanzt seine ganze Familie von Hamburg nach Wolgast. Zum Mitleid mit dem Land kommen die Sorge und die Verantwortung. Er ist für zwei Menschen verantwortlich: für Pauline und den Sohn.

Sie fahren durch kleine Städte und große Dörfer, bald kann der Blick ungehindert über ausgedehnte Weideflächen schweifen, bald auf tiefgrünen Büschen am Waldesrand ausruhen, die Schwalben fliegen tief, Kirchturmuhren tönen durch die Stille; was hat die Stunde geschlagen?

Alt ist das Land, und alt ist irgendwie die Zeit. Runge scheut sich fast, mit der Last von so viel Jugend und Jungsein hindurchzufahren: er selbst neunundzwanzigjährig, Pauline ist einundzwanzig Jahre alt und der kleine Otto eine Menschenknospe von einem Jahr.

Im März war Runge mit dem Bruder Daniel diesen Weg schon einmal gezogen. Ihr

Hamburger Handelshaus war zusammengebrochen. Sie wussten nicht mehr, wovon sie in der nächsten Zeit leben sollten. Sie wollten nach Wolgast, um die traurigen geschäftlichen Angelegenheiten mit den Eltern und den Geschwistern zu besprechen und zu ordnen, denn der Konkurs des Hauses Hülsenbeck, Runge & Co traf sie leider alle. Damals wirkte das Land hier ringsum friedlich und tröstend. Jetzt nicht. Nur schnell hindurch, nur schnell nach Pommern.

Es besteht kein großer Unterschied zwischen Mecklenburg und Schwedisch-Pommern. Die Landschaft wirkt ähnlich. Die Menschen sind ähnlich. Nur die Obrigkeit ist anders, und Pommern darf froh sein, dass es zu Schweden gehört. Das Joch des Nordens scheint in diesen Zeiten leichter. Runge wird mit diesem Land, mit diesen Menschen leben müssen - wie lange? Doch alles wird anders sein, als er es sich erträumt und ersehnt hat.

Was hat er erträumt?

Das Ereignis der Heimkehr der Söhne ... Dieses Bild war während der Kopenhagener Zeit in ihm gewachsen, und seither hat es ihn nicht verlassen. Die Söhne waren ausgezogen in die nahe und in die weite Welt, um ihr Glück und nicht weniger sich selbst zu finden. Nun kehren alle zurück ins Elternhaus, erfolgreich, glücklich, dankbar. Alles und sich selbst legen sie den Eltern zu Füßen: Seht, das ist aus uns geworden, das habt ihr aus uns gemacht. Eure Mühen und Sorgen und schlaflosen Nächte sollen als übergroßer Segen auf euch zurückkehren. Alle die zarten Pflanzen, die ihr unter Schmerzen und Sorgen in den Weltengarten gesetzt habt, haben tiefe Wurzeln geschlagen, sind zu kräftigen Büschen und Bäumen geworden, geben Schutz und Schatten für andere, auch für euch selbst.

Damals hat er seinen Traum gezeichnet: Jeder begrüßt und umfängt jeden vor der geöffneten Tür des Elternhauses. Traumhaft leicht und zart sind alle Bewegungen. Nur im Traum könnte es so sein. Damals hat er sogar geplant, den kleinen Saal im Wolgaster Haus seines Bruders Jakob mit diesem Traum zu schmücken, doch es wird nicht geschehen, dieser Traum ist ausgeträumt.

Fort mit den trüben Gedanken! Es bleiben genug andere Bilder, die gemalt werden wollen. Die Lerchen jubilierten, und es duftet nach warmem Waldboden. Es warten noch andere Träume. Und es bleibt so viel gute Wirklichkeit, dass er sich schämen sollte, dem bisschen Traum, das nicht in Erfüllung ging, nachzutruern. Die Söhne dürfen ja heimkehren. Warum nur die Söhne? Das Kopenhagener Bild war nicht vollständig. Sind die Töchter weniger? Zugegeben, Töchter bleiben immer viel mehr zu Hause als Söhne. Töchter nehmen die Heimat viel stärker überallhin mit, wohin auch immer sie gehen. Sie haben die Gabe, die Heimat dort auszubreiten und wachsen zu lassen, ein neues Zuhause aus sich hervorgehen zu lassen und über ihre Familien zu breiten.

Vier Töchter sind aus dem Runge-Haus hervorgegangen. Erst nach drei Töchtern wurde der erste Sohn geboren, Johann Daniel. Die älteste Tochter, Maria Elisabeth, lebt im Elternhaus. Sie hat keine neue Heimat begründen können. Sie kränkelt seit Kindertagen, ähnlich wie Otto. In ihrer Kränklichkeit und Schwachheit fühlen sich Otto und Maria am meisten verbunden. Otto liebt die um vierzehn Jahre ältere Schwester wie eine zweite Mutter, und die Schwester hört ihre plattdeutsche Namensform Mrieken am liebsten aus

dem Munde Ottos.

Die zweite Tochter, Ilsabe Dorothea, ist schon Witwe. Durch ihre Ehe mit dem Gutspächter Helwig wurde die Familie Runge auch im Mecklenburgischen heimisch. Ilschen, auch Helwigsch genannt, verstand es ganz besonders gut, die alte Heimat auszubreiten, auch auf ihre Pachtungen Großen-Helle und Lüdersdorf nördlich von Penzlin, zwischen Waren und Neubrandenburg. Das Rungesche Leben spielt sich fortan zwischen Hamburg, Lüdersdorf und Wolgast ab. Ilschen hat wenig Gelegenheit, über ihre frühe Witwenschaft zu trauern. Um sie braust so viel Rungesches Leben, dass sie sich nie einsam fühlt.

Die Schwester Regina Charlotte hat es nur achtzehn Jahre in Wolgast und überhaupt auf der Welt ausgehalten. Sie liebte alles Stille, den Garten und den Friedhof, die Blumen und die Schmetterlinge, und sie fühlte sich jetzt gewiss wohl in der ewigen Stille.

Durch Daniel breitete sich die Familie Runge nach Hamburg aus, auch wenn er keine eigene Familie begründete. Die auf Daniel folgende Schwester Anna Christine, Stienchen genannt, blieb gleichfalls unvermählt, lebt im Wolgaster Elternhaus, kränkelt und ist oft schwer zu ertragen.

In Wolgast lebt auch Jakob Friedrich, Kaufmann und Reeder wie der Vater, tüchtig, verheiratet mit Friederike Peters, die er bei seiner Schwester Helwig in der mecklenburgischen Runge-Heimat kennengelernt hat. Anlässlich seiner Hochzeit vor vier Jahren waren alle Runge-Kinder in Wolgast vereint. Ihm, Jakob, hatte Otto das Bild von der Heimkehr der Söhne schenken wollen.

Der nächste Sohn, David Runge, ist Landmann durch und durch, verwaltet die Ländereien der Schwester und seine eigenen an der Müritz. Er fühlt sich als Mecklenburger, hat eine Neubrandenburgerin zur Frau, ist ungemein fleißig und tüchtig, voller Humor, Schwung und Gesundheit. Der folgende Bruder Karl Gustav starb schon mit drei Jahren. Den leeren Platz nahm bald Philipp Otto ein.

Auch Ottos jüngerer Bruder, Karl Hermann, verspricht ein tüchtiger Landwirt zu werden. Er ist Ottos Lieblingsbruder, ein wenig heimlich zwar, denn Daniel neigt zur Eifersucht. Aber Otto ertappt sich dann und wann doch bei dem Gedanken, dass er auch bei Karl Hermann leben könnte, wenn der erst einmal richtig Fuß gefasst hätte mit sich und seiner zukünftigen Familie. Er hat im vergangenen Jahr geheiratet. Und er wird sich des jüngsten Runge-Sohnes Gustav annehmen müssen, der lange mit Otto im Hamburger Hause Daniels lebte, um den Beruf eines Buchhändlers zu erlernen, den es aber doch nicht bei Daniel und den Büchern hielt. Er sehnte sich nach frischer Luft und wollte auch lieber Landmann werden. Mit seiner Gesundheit ist es nicht weit her. Sein tägliches Nasenbluten ist noch immer beunruhigend. Jetzt lebt er beim Bruder David.

Otto wird sie auf seiner Heimfahrt alle miteinander besuchen. Statt der Heimkehr der Söhne die Heimkehr der Geschwister, die Heimkehr zu den Geschwistern.

2. Kapitel

Die erste Heimkehr mit Daniel im März dieses Jahres 1806 war schmerzlich gewesen. Sie kamen einen Tag früher als erwartet, unverhofft also, denn im Hause des Reeders Runge verlief das Leben nach einem festen Plan, und es gelang sogar der Mutter erst nach einigen Seufzern, die beiden hungrigen und müden Söhne in diesen Plan einzufügen. Bald aber dampfte die Suppe vor ihnen auf dem Tisch, für den Tee fanden sich sogar noch ansehnliche Zuckerstückchen, Zucker wurde knapp in diesen Monaten, auch in Schwedisch-Pommern. Die Mutter hüllte Otto in seine alte Wolljacke und legte für Daniel eine braune Zigarre auf den Tisch.

»Wir haben es nicht zu Konsuln und Bürgermeistern gebracht. Wir sind bankrott«, sagte Daniel.

Der Vater verabscheute Zigarrenrauch, aber er runzelte nicht einmal die Stirn. Nach einer kurzen Pause holte er zu einer tröstenden Rede aus.

»Ist nun auch euch diese Erfahrung nicht erspart geblieben! Nicht der Franzose ist unser größter Widersacher. Nicht er allein hat euch zu Fall gebracht, sondern auch die Habgier derer, denen ihr vertrautet ... Sie muss man verdammen, nicht die Franzosen, die schließlich nach ihren eigenen Gesetzen leben müssen. Wir wollen darüber nachdenken, wie wir etwas retten können: euren und unseren Lebensunterhalt und euer und unser Vertrauen in die Menschen.«

Der Vater strich sich über das blank rasierte Gesicht, hinter dem jeder Gedanke offen zutage lag. Er trank einen Schluck Wasser, denn selbst das Bier war rar in jenen Tagen. Er fasste die Hand der Mutter und streichelte sie. Das hatte Otto noch nie gesehen.

»Kommt also zu uns, Otto, du und deine Frau und dein Kind. Dein Elternhaus ist noch kräftig genug, Brot und Vertrauen zu spenden.«

»Ja, Vater, wir werden kommen.«

Die Eltern sind Garantie des Beständigen, des Bleibenden, des unwandelbar Guten, der alten biedereren Wahrheitsliebe. Das Elternhaus ist ein Bollwerk, in dessen Schutz sich Runge auch jetzt noch frei, froh und sicher entfalten kann. Nicht alles ist ins Wanken geraten.

3. Kapitel

Und nun kommen sie. Die Trennung von Hamburg war Otto schwergefallen. Er muss nicht nur die Freunde zurücklassen, Hülsenbeck, Perthes, Claudius, sondern auch die Bilder, die er im vergangenen Jahr fertiggemalt hat und die in ihm doch noch nicht abgeschlossen sind, denen er noch nicht als Fremder gegenüberreten kann, wie es ein Maler doch können muss. Die Nabelschnur ist noch nicht durchschnitten, vielleicht wird sie es nie sein. Vielleicht wird er deshalb niemals ein richtiger Maler ... Er kann sich von keinem Bild trennen. Er könnte kein Bild verkaufen, anonym, vielleicht dorthin, wo er es nie wiedersehen wird.

Fruchtbar war das vergangene Jahr 1805 für ihn gewesen. Wie sollte er sich von den vorjährigen Bildern trennen, von den prallfrischen Kindern seines Freundes Hülsenbeck, von dem Bild Daniels, Paulines und seiner selbst, das sich von allein den Namen WIR DREI gab, von seinem Selbstbildnis im blauen Rock und vom Bildnis seines Söhnchens im Klappstuhl? In alle diese Bilder war das Glück geflossen, das er an der Seite Paulines empfand. Und von all dem soll er sich nun trennen wegen dieser Betrüger, dieser Schmarotzer, der Scheeläugigen, Langfingrigen, die das Runge-Haus zu Fall gebracht haben? Und auch wegen der Franzosen, denen Hamburg so wichtig ist. Von Hamburg aus können sie England schlagen. Hamburg hat seine Neutralität erklärt, doch wird ihm das nützen?

Sie fahren durch eine weite Wiesen- und Hügellandschaft. Die Birkenstämme werden des Leuchtens nicht müde. Über den weichen beweglichen Zweigen liegt ein grüner Schleier, ein zarter Firnis. In unmerklichen Pinselstrichen wird die Schicht dichter und dichter. Man müsste innehalten, um dem Maler bei dieser Arbeit zuzuschauen. Die Natur hat keine Schwierigkeiten damit, eine ihr und anderen unerwartete Pause einzulegen. Sie ist nicht von störender Unruhe gequält und gedrängt. Sie ist fähig, sich Zeit zu lassen.

Runge hingegen ist unruhig. Früher hat er davon geträumt, ganz langsam durch die norddeutsche Landschaft zu wandern, mit Aquarellfarben, mit Kreiden, mit vielen weißen, leeren, rechteckigen Blättern, hier und da innezuhalten, alles zu erfassen, das Beste und Schönste auszuwählen, festzuhalten, festzuhalten, festzuhalten ... Es muss doch etwas geben, was wirklich bleibt, was nicht zwischen den Fingern zerrinnt wie das Hamburger Vermögen und das Vertrauen zu den Menschen, die sich Freunde nannten. Die treue, einfache, karge Landschaft ... Doch jetzt, da er sie durchfährt, ist er nicht fähig, sie an irgendeinem Punkt zu packen. Sie schlüpft ihm zwischen den Fingern hindurch, glatt, unfassbar. Er hat Papier und Stifte bei sich, natürlich, doch er lässt sie in der Reisetasche. Er beneidet Pauline und das Kind. Sie sind beide ganz bei sich, ruhen ineinander, unabhängig von der Umgebung.

Runge lässt den Wagen an einer Lichtung halten. Dort laden gefällte Baumstämme zum Sitzen in der Sonne ein. Pauline ist auch dort gleich ganz zu Hause, und sie vermag auch den Kleinen sogleich in diese neue grüngoldene Häuslichkeit aufzunehmen. Es bedarf fast keiner Vorbereitungen. Sie lässt sich nieder, knöpft das Kleid auf, legt Otto Sigismund an ihre Brust und gibt ihm alles, was er braucht: Nahrung, Wärme, Geborgenheit, Weltfreundlichkeit. Pauline lächelt, das Kind lacht sogar unter lautem Schmatzen. Runge versucht sein Gesicht zu glätten, doch er friert und fühlt sich allein. Das Bild vor ihm ist so

altgewohnt, und er ist in diesem Augenblick nicht in der Lage, es neu zu sehen, diese Ruhe auf der Flucht.

Ob der Zimmermann Joseph sich damals auch so fremd neben Maria und dem Kind gefühlt hat, neben den Menschen, für die er allein verantwortlich war?

Der Fuhrmann hat sich irgendwo ins weiche Gras geworfen. Man wird ihn wecken müssen, es ist jetzt keine Zeit zum Schlafen. Ein Gedicht aus dem Hause Claudius schießt Otto in den Sinn, ein hartes, unbequemes, das beweist, dass Matthias Claudius kein geruhsamer Träumer und Genießer der kleinen Freuden des Lebens ist, denn was wird aus den kleinen Freuden in dieser harten Zeit?

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!

's ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blass,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Was hülft ' mir Krön' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!

's ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Runge möchte diese Verse aus sich herausschreien, aber er beißt sich auf die Lippen. Um Paulines willen darf es nicht sein. Sie lässt sich so leicht beeinflussen. Er darf ihre friedliche Stimmung nicht stören. Weint er, dann weint sie auch. Lächelt er, dann freut sie sich auch.

So holt er ein anderes Gedicht von Vater Claudius aus sich heraus, eins, das auch ihn stärken und festigen wird.

War einst ein Riese Goliath
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles so nach advenant.

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als seinen Stock
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: »Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm im Namen Gottes her.«

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran!

Ein großes Maul es auch nicht tut:
Das lern vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl:
Wie man mit Ehren fechten soll.

»Was murmelst du da vor dich hin?«

»Sie werden nicht siegen!«

»Wer?«

»Die Kriegsschreier! Die Betrüger! Die Verprasser fremden Gutes! Die Großmäuler!«

Pauline schüttelt missbilligend den Kopf. So schön ist es hier, und Otto ...

Auf der Waldlichtung steht eine hohe Lärche, davor rekelt sich eine kleine Tanne.

Ich bin noch klein, habe viel weniger Stockwerke als du, aber ich wachse dir nach - wenn man mich lässt, scheint die kleine Tanne zur Lärche zu sagen.

Auf der Oberseite schimmern die Zweige weißlich grün, unten erscheinen sie dunkel. Sie sind kräftig, füllen Raum aus. Die Lärche ist durchsichtig. Zwischen die Bäume sind gelbe Butterblumen hingesprenkelt, nicht gerade üppig. Dahinter recken sich Lupinenkerzen in die Höhe. Seitlich davon haben sich gelbe Schwertlilien angesiedelt, gesellig sind sie, stehen nie allein. Die Sonne ist von eiligen Wolken ertränkt worden. Aber sie braucht keine Wiederbelebungsversuche, die Wolken ziehen weiter.

Nun gleitet der kleine Otto von der Mutter herab und rutscht am Baumstamm entlang, betastet neugierig und befriedigt die raue rissige Rinde. Auch das gehört noch zu seiner mütterlichen Welt, und es ist seiner Geborgenheit kein Ende. Runge steht vor seiner Frau, sie sieht ihn an, und er fühlt, dass es ein neuer, auf eine neue Art glücklicher Blick ist. Es schmerzt ihn, dass er ihn so neu, so glücklich nicht erwidern kann. Doch dann lässt er sich niederziehen zu Pauline, ihre Arme umfassen ihn, er lässt sich küssen und liebkosen, und als er seine Augen wieder erhebt aus der bergenden Wärme Paulines, sieht er alles neu: die zarten, hellgrünen Triebe an den Tannenspitzen, die Gänseblümchen, zwischen ihnen das Kind, dann die Pferde, die ungeduldig zum Aufbruch scharren.

Nun wäre es an der Zeit, Stifte und Papier herauszuholen, aber er ist eben doch kein Landschaftsmaler. Nicht diese tatsächliche Landschaft wird er festhalten, sondern den Traum, der ihm aus ihr zuwuchs.

»Wir müssen weiter.«

Er nimmt das Kind auf den rechten Arm, umfängt Pauline mit der linken, bald rollt der Wagen.

Kurz vor Schwerin zeigen sich Schäden an der Deichsel. Der Kutscher rümpft die Nase über Runges Hilfsbereitschaft. Dieser Stubenhocker will mit einem so schweren dicken Balken hantieren? Doch er wundert sich. Runge hat in seiner Knabenzeit viel gebastelt und ausprobiert. Der Kutscher kommt trotz großer körperlicher Kraft und langjähriger Deichselerfahrung langsamer zum Ziel als Runge mit seinen tastenden Händen, die dem scharf arbeitenden Vorstellungsvermögen folgen. Fast ohne Anstrengung kann man sich die

Deichsel wieder nutzbar machen.

Schwerin ist eine stille vernachlässigte Stadt. Der Herzog residiert in Ludwigslust. Die Reisenden erfreuen sich am Anblick der Seen und fahren weiter.

Auf dem Weg nach Güstrow steht ein Landstreicher mit finsterem Gesicht an einer Waldlichtung. Weit und breit ist kein anderer Mensch zu sehen. Der Mann schimpft auf die Reisenden ein, ohne sie dabei anzublicken. Otto sucht ihn zu begütigen. Der Kutscher schüttelt den Kopf. Mit solchem Gelichter wird er schneller fertig. Die Waffe unterwürfiger Freundlichkeit braucht man hier noch lange nicht einzusetzen. Sie sind ja in der Überzahl, wenn der Kerl handgreiflich werden sollte. Runge aber gibt dem Mann einen Zehrpennig und einen Becher Wein. Das Drohen auf dem Gesicht des Landstreichers geht in Grinsen und schließlich in Erstaunen über. Er tritt den Weg zurück, den die Runge gekommen sind.

In Güstrow will man ihnen kein Quartier geben. Es sei alles besetzt. Runge bittet beharrlich, während der Kutscher flucht.

»Wir sind doch pommersche Landsleute!«

Das hilft. Der Wirt schließt ein Zimmer auf. Pommern stehen hoch im Kurs. Sie sind gute Landwirte, und wirtschaftliche Tüchtigkeit ist in Güstrow einer der Maßstäbe, an denen man Menschen misst. Wenn der Wirt wüsste! So gut wie nichts ist geblieben vom Hamburger Ergebnis der pommerschen Tüchtigkeit.

Am nächsten Tag reisen sie weiter. Fruchtbar dehnen sich die Äcker, gehegt, gepflegt, mit banger Sorge beobachtet. Wird die Saat heranreifen? Wird man eine gute Ernte im Frieden einbringen können?

Als sie an die Peene kommen, lässt Runge halten. Er möchte nun doch noch zeichnen. Pauline lächelt, das Kind kreischt, die Pferde scharren, der Kutscher knurrt, das Blatt bleibt leer, Runge seufzt. Die Landschaft ringsum ist schön, doch Runge entdeckt plötzlich, dass er mit einem anderen, mit einem übermächtigen Bild ausgefüllt ist. Ein Glücksgefühl durchströmt ihn. Er sieht die Umgebung, in die er vergeblich hineingelauscht hat, nur als Rahmen für dieses innere Bild, das Bild der Eltern, zu denen man nun zurückkehren muss, weil nichts anderes geblieben ist. Muss? Zurückkehren darf ... Nicht das Bild von der Rückkehr der erfolgreichen Söhne ist geblieben, sondern das Bild der Eltern, die auf ihre Kinder warten, ganz gleich, wie sie kommen, in Samt und Seide oder zerlumpt.

Runge sieht auf das leere Papier und sieht die alten Eltern darüber hinwachsen, streng, liebevoll, bieder, offen, einladend. Ja, das muss bleiben, dieses Bild soll bleiben. Pauline schaut auf ihren Mann und sieht, dass er lächelt. Sie nickt ihm zu, er schlägt seinen Skizzenblock zusammen, nickt zurück.

»Wir wollen weiter, zu Vater und Mutter!«

Je mehr sie sich Wolgast nähern, um so fröhlicher wird Philipp Otto Runge. Vielleicht ist es gut, dass nicht alle Träume in Erfüllung gehen. Auch aus unerfüllten Träumen entstehen Wirklichkeiten. Die Wirklichkeit der Erinnerung ... Runge wird wieder in seine Kinderkleider schlüpfen, wird fünfzehn Jahre, zehn Jahre, fünf Jahre alt werden.

4. Kapitel

Wenn man fünf Jahre alt ist, ist es selbstverständlich, dass man nach der Welt greifen darf, und nicht nur das, man muss auch das Ergriffene festhalten. Denn auf Besitz und auf den Erwerb von noch mehr Besitz ist nun einmal die Wolgaster Weltordnung gegründet. Der Vater besitzt eine Reederei und eine Schiffswerft mit allem, was dazu gehört, als da sind Äxte, Beile, Sägen, Bretter, an denen sich der Fünfjährige nicht satt riechen kann, weiterhin Zollstöcke, Winkelmaße, Segeltuch, dünne Seile, dicke Taue, Anker, Ketten, Pech, Leim, Hämmer, Nägel, Hobel.

Der kleine Otto greift nach allem, streicht über alles, nicht hastig oder gierig, denn er ist ein sanftes Kind, oft krank, er streichelt eher prüfend, abwägend, dann aber greift er doch danach. Die Kraft, mit der er so manche Holzplättchen, Segeltuchfetzen oder Anstreichpinsel festhält, möchte man seinem schwächtigen Körper gar nicht zutrauen. Soll er lieber beim feinen zarten Streicheln, Tasten und Fühlen mit geschlossenen Augen bleiben. Was hat er jetzt unter seinen Fingern? Glänzend kaltes, glattes Metall, raues, aufgefaseres Holz, einen runden Stein, der sich so freundlich der Hand einschmiegt, fein gefächerte Muscheln, die er am Meer gefunden hat? Alles, was er mit seinen Händen begreifen kann, wird ihm zum Eigentum.

Otto denkt nicht darüber nach, ob auch alle die kräftigen breitschultrigen Männer, die zwischen den Taurollen, den Holzstapeln und den Schiffsgerippen, Eigentum des Vaters sind. Übrigens denkt niemand in Wolgast darüber nach. Es ist eine Gunst des Himmels, zur Schiffswerft des Reeders Runge zu gehören, ob als ständiges Eigentum des Besitzers oder nur als Arbeitskraft für die Stunden des Tages. Eigentum wäre fast besser. Mit seinem Eigentum geht der Patron vorsichtig um, er lässt es sich etwas kosten.

Otto liebt die Schiffszimmerleute und die Fahrensmänner, die Matrosen und die Arbeiter. Er lässt sich gern von ihnen an der Hand fassen, und es ist immer wieder ein Erlebnis für ihn, in diese Hände einzudringen, deren Oberfläche sich nicht viel anders anfühlt als die von Holz oder Tau, hart, rau, rissig. Nur das ist anders, dass sich diese Greifwerkzeuge von selbst bewegen - und wie! Ach sie halten fest, was sie ergriffen haben. Meist ist es nicht viel. Das Patschhändchen des kleinen Otto ist ihnen Kredit, das müssen sie besonders fest halten. Dem Kleinen ist es nicht unlieb, festgehalten zu werden. Er fühlt sich sicher in diesen Händen.

Am sichersten an der Hand von Johann Castorp, dem Meister, dem Baas, der das Sagen auf der Werft hat, den alle fürchten und ehren - Otto aber liebt und ehrt ihn.

Fünf Jahre ist er alt. Sein sechstes Lebensjahr fällt in das Weltjahr 1782. Die Welt in Wolgast ist klein. Die große Welt ist weit entfernt. Man weiß wenig von Paris, von Wien. Eigentlich ist die Wolgaster Welt nur nach Norden offen. Das Meer ist nicht Grenze, sondern Verbindung. In der Nähe liegt Rügen. Man kann die Insel sehen, wenn man die Peene bis zum Meer entlanggewandert ist. In der Ferne liegt Schweden. Man kann es nicht sehen, aber es ist wirklich vorhanden. Vorpommern ist seit den Tagen von Münster und Osnabrück schwedisch, und man ist für Schweden.

Fünf Jahre ist er alt, und er sitzt in des Baas Castorp Bretterbude auf dem Holzplatz der

Werft. Der Baas hat dort auf einem Holzkohlenfeuerchen Tee gekocht. Sie trinken davon. Der Baas hat in seine Tasse einen handlichen Schuss Brantwein gekippt. Es ist zwar nicht kalt, aber Brantwein ist immer gut. Otto bekommt in seinen Tee zwei Stückchen Kandiszucker, die der Baas schon den ganzen Tag in seiner finsternen Hosentasche herumgetragen hat. Sie haben sich in die Bretterbude zurückgezogen, weil draußen ein Gewitter tobt. Natürlich fürchtet sich Otto vor Gewittern, auch hier noch, in des Baas Castorp Bretterbude. Doch er weiß, dass er ruhig sein kann, obgleich keine Wetterkerze brennt und niemand einen Wettersegen murmelt wie daheim die Großmutter mit ihrem zahnlosen Wackelmund. Der Baas beteuert immer wieder, dass er kein frommer Mann sei. Er sagt es mit so eindringlichen stillen Worten, dass es fast so klingt wie ein Wettersegen. Sie sollen beruhigt sein daheim. Otto ist in Sicherheit. Er wird sich in der abgekühlten Luft auch nicht erkälten, er bekommt ja heißen süßen Tee. Und der Baas lenkt ihn ab.

»Willst du auch Reeder werden, kleiner Patron?«

Otto nickt; natürlich möchte er das. Was kann es Schöneres geben, als Schiffe zu bauen und sie über das Meer segeln zu lassen, nach Stettin, nach Saßnitz, nach Stralsund, Rostock, Wismar, Lübeck, ja sogar nach Hamburg? Und einmal wird auch er auf einem solchen Schiff segeln, mitten in die rote Sonne hinein, die im schwarzblauen Meer versinkt.

Und schon ist er mit seinen Gedanken bei der Sonne. Rot ist sie, auch gelb, manchmal sogar fast weiß. Über dem Meer kann man sie am besten sehen, dort kann sie sich nicht hinter Bäumen und Häusern verstecken.

»Ich möchte auf das Meer hinausfahren, Onkel Baas!«

»Und ich möchte dir dann nachwinken, kleiner Patron. Es fährt sich leichter, wenn einer einem nachwinkt. Mir wollte keiner nachwinken, deshalb bin ich zu Hause geblieben. Du aber hast genug Leute, freu dich! Das wird ein Gewimmel an der Reede geben, wenn der berühmte Handelsherr und Schiffsmeister Philipp Otto Runge fortsegelt. Die Winkehände werden solchen Wind machen, dass die Segel schon davon anschwellen. Und du wirst am Heck des Schiffes stehen und zurückschauen, und der letzte Blick aus deinen großen blauen Augen wird mich treffen. Versprichst du mir das?«

Eine so lange Rede hat Otto noch nie aus dem Munde des Baas gehört. Er muss darüber nachdenken, sonst rollt die Welt für ihn nicht weiter. Er kann nicht gleich antworten, er muss allein sein und nachdenken, hinaus aus der Bretterbude! Es hat keine Gefahr mehr. Das Gewitter ist vorüber. Nur ganz in der Ferne, über Rügen oder sogar über Schweden, grummelt es noch. Über dem Peenestrom kommt die Sonne angeschwommen, schiebt lachend ihre Wärme mitten in die abgekühlte Luft, und es scheint Otto, als befinde sich seine Rechte im Warmen, seine Linke aber im Kalten.

Und die Sonne macht noch mehr. Sie spannt einen farbigen Bogen weit über den Nordhimmel. Otto ist bestürzt. Es ist das erste Mal, dass er ein solches Ereignis bewusst wahrnimmt. Fort ist die Frage des Onkel Baas, über die er hier draußen nachdenken wollte. Jetzt muss er sich diesem Regenbogen zuwenden, sonst rollt die Welt für ihn nicht weiter. Er saugt die Farben in sich hinein, Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Lila, er saugt jede einzeln, dann alle zusammen. Und siehe da! Unter diesem leuchtenden Bogen erblüht ein

zweiter, verhalten, als wolle er den Glanz des ersten nicht schmälern, und Otto glaubt darunter schon die Keime eines dritten Regenbogens zu sehen. Oder täuscht er sich?

»Onkel Baas! Onkel Baas!«

Er springt in die Bretterbude zurück. Onkel Baas trinkt den letzten Schluck Tee.

»Onkel, was ist das? Sieh doch nur!«

Der Baas stapft mit steifen Knien nach draußen. Zwei Regenbogen über der See. Der Baas sieht ein Bild in sich. Ein Schiff fährt ab, mitten in die Regenbogen hinein, unter dieser farbenfunkelnden Brücke hindurch. Die Regenbogen wölben sich mit ihrem geheimnisvollen Glanz wie ein Schirm über dem Schiff. Wie zwei Schirme. Ein starker Schutz. Wie eine farbige Wand gegen die graue Welt. Auf dem Heck des Seglers steht der kleine Patron. Die Regenbogen wölben sich auch über ihm. Er darf sich darunter sicher fühlen. Vielleicht sind Regenbogen der einzige wirksame Schutz für diesen kleinen Menschen. Er winkt zurück, er winkt dem Baas.

Das Bild vergeht. Der kleine Otto springt auf den Baas zu, fasst ihn an der Hand, nein, er zerrt an ihr, reißt an ihr.

»Onkel Baas, was ist das? Wohin führt diese Brücke? Woraus ist sie gebaut?«

Der Baas lässt seine Augen von einem Ende des Regenbogens zum anderen wandern und sagt nach längerem Überlegen: »Aus Regentropfen ist die Brücke gemacht. Wohin sie führt? Wir kommen nicht dorthin. Warum nicht? Sie ist ja bei uns.«

»Aber ich möchte sie haben. Ich möchte sie in meiner Hand halten.«

»In deiner Hand halten kannst du den Regenbogen nicht. Höchstens malen. Doch in der Natur sind die Regentropfen viel schöner als auf einem gemalten Bild. Schau sie doch nur an, solange sie da sind. Sie besuchen uns so nämlich nur kurze Zeit. Sieh sie an, dann hast du sie. Berühre sie mit den Augen, halte sie mit den Augen fest. Und denke daran, wenn du einschläfst oder aufwachst. Anders kann man sie nicht haben.«

»Ja, Onkel Baas, anders kann man sie nicht haben.«

Er wiederholt diesen Satz mehrere Male, fasst nach der Hand des Baas, Onkel Castorp muss es ja wissen. Otto schaut unverwandt auf die Regenbogen, sieht sie schwächer und schwächer werden. Es zuckt ihm in der Hand, er möchte nach den bunten Brücken greifen, doch er macht die Finger steif, er möchte den Baas nicht enttäuschen. Die Wolkenwände schieben sich nach Osten. Der Himmel über der See wird blau, und die Regenbogen verschwinden in den blauen Himmel hinein. Der kleine Philipp Otto Runge schaut ihnen nach. Der Baas neben ihm verzieht keine Miene. Er denkt an seine Frau, die schon in jungen Jahren verstorben ist, verschwunden, weggewelkt. Endlich sagt er: »Wir müssen jetzt weiterarbeiten, kleiner Patron. Und du musst nach Hause gehen und sagen, dass du das Gewitter und die Regenbogen gut überstanden hast.«

Am Abend bringt der fünfzehnjährige Bruder Daniel den kleinen Otto ins Bett. Dieses lang geübte Amt will er sich nicht nehmen lassen, doch bald wird es zu Ende sein, denn Otto möchte nicht mehr zu Bett gebracht werden. Und Daniel darf nicht mehr lange im Hause

bleiben. Er ist fast erwachsen, er muss nun selbst sein Brot verdienen.

»Wo warst du, als das schlimme Gewitter auf uns niederging?«, fragte Daniel. »Ich war ja in der Schule, ich konnte mich nicht um dich kümmern. Aber bei jedem Blitzeszucken habe ich an dich gedacht. Hast du dich gefürchtet?«

»Ein bisschen. Aber der Baas hat mir Tee mit Kandiszucker gegeben. Und er hat gesagt, ich soll ihm winken, wenn ich fortsegle. Kleiner Patron nennt er mich.«

»Soso, ihm sollst du winken! An mich denkst du wohl überhaupt nicht? Bald werde ich nämlich absegeln, kleiner Patron!«

»Weißt du, das ist eigentlich gar nicht so schlimm. Ich schaue dich jetzt an, und dann habe ich dich auch später immer. So wie die Beile, die Sägen, die Bretter und den Baas und die anderen Werkleute. Und dann gibt es noch den Regenbogen. Er ist wie eine Brücke, und er ist noch breiter als die Peene. Du sollst das eine Ende anfassen, und ich nehme das andere. Dann geht es hoch hinauf, und ganz oben treffen wir uns. Sooft wir einen Regenbogen sehen. Auf Wiedersehen, lieber Daniel! Schön ist dein Schiff. Und es fährt mitten unter der farbigen Brücke hindurch. Gute Nacht, lieber Daniel!«

Und schon ist Otto eingeschlafen.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Krueger/Runge/runge.htm> ***

Renate Krüger



Geboren 1934 in Spremberg/Niederlausitz. Seit 1939 in Schwerin ansässig.

Studium der Kunstgeschichte und klassischen Archäologie in Rostock.

Tätigkeit am Staatlichen Museum Schwerin. 1965 Verlust des Arbeitsplatzes aus politischen Gründen, seither freiberuflich als Publizistin und Schriftstellerin tätig:

Sachbücher (**Die Kunst der Synagoge** 1966, **Das Zeitalter der Empfindsamkeit** 1972, **Biedermeier** 1979, **Spurensuche in Mecklenburg** 1999, **Aufbruch aus Mecklenburg**. Die Welt der Gertrud von le Fort, 2000),

Belletristik (**Licht auf dunklem Grund**, Rembrandt-Roman, 1967, **Der Tanz von Avignon**, Holbein-Roman 1969, **Saat und Ernte des Joseph Fabisiak**, 1969, **Nürnberger Tand** 1974, **Malt, Hände, malt**, Cranach-Roman 1975, **Jenseits von Ninive**, 1975, **Aus Morgen und Abend der Tag**, Runge-Roman, 1977, **Wolfgang Amadés Erben**, 1979, **Türme am**

Horizont, Notke-Roman 1982, **Die stumme Braut**, 2001, **Paradiesgärtlein**, 2008),

Jugendbücher (**Geisterstunde in Sanssouci**, Menzel-Erzählung 1980, **Das Männleinlaufen**, Alt-Nürnberger Geschichte 1983, **Des Königs Musikant**, Erzählung über Carl Philipp Emanuel Bach 1985).

Nach 1989 Mitarbeit am Aufbau der parlamentarischen Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern, Archivarbeiten.

E-Books von Renate Krüger

(<http://www.ddrautoren.de/Krueger/krueger.htm>)

Belletristik

Licht auf dunklem Grund. Ein Rembrandt-Roman

Eines Tages steht Manasse be Israel vor der „Nachtwache“ und wird in Zweifel gestürzt, ob die Gesetze des Judentums, in denen es heißt: „Du sollst dir kein Bildnis machen“, zu Recht bestehen. Er beginnt sein Leben und damit seine Wandlung aufzuschreiben. Aus den Aufzeichnungen erleben wir sowohl das Schaffen Rembrandts als auch das Herauswachsen des Weisen der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam aus den alten Traditionen, das sie, die Nachbarn Rembrandts, zu treuen, helfenden Freunden werden lässt.

Der Tanz von Avignon

Hans Holbein d. Jüngere (geb. um 1497 in Augsburg, gest. 1543 in London) war einer der bedeutendsten deutschen Maler aus der Zeit der Renaissance und des Humanismus, einer nachhaltigen Blütezeit der Kunst. Die Autorin hat aus dem Leben Holbeins jene Jahre ausgewählt, in denen der Maler nach neuen Wegen sucht, nicht nur in seiner Kunst, sondern auch im Alltag. Ein Buch, das eine kulturhistorische Zeitreise durch wichtige europäische Zentren wie Augsburg, Basel, Lyon, Avignon und London anbietet und somit zum Verständnis der Bilder Holbeins auf einprägsame Art beiträgt.

Saat und Ernte des Joseph Fabisiak

Die Ereignisse des Romans fallen in die Zeit nach dem 1. Weltkrieg und reichen bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges. Der Bäckermeister Joseph Fabisiak lebt als reicher, tüchtiger und geachteter Bäckermeister in einer westpreußischen Kleinstadt. Er schämt sich seiner polnischen Herkunft, ist fleißig, um in den Ruf preußischer Tüchtigkeit zu kommen, und fromm, um vor den Leuten als ehrsamere Bürger dazustehen. Als seine einzige Tochter Sofie von dem jüdischen Kaffeehausmusiker Ignaz Freudenfeld ein Kind erwartet, verstößt er sie. Joseph Fabisiak ist ein unseliger Mensch, ein Frömmeler und ein Streber, der nichts liebt als sich und den Nutzen, der alle menschlichen Beziehungen zerstört und zum Verräter wird, wenn er sich bedroht fühlt. Mit ihm gelingt der Autorin ein ausgezeichnetes Portrait eines Spießers, dem Geschäft und Religion zu einer nützlichen Einheit verschmelzen. Auch die positiven Romanfiguren sind kein Schema, sind nicht nur typisch fromm und tüchtig. Der Autorin sind in diesem interessanten Roman viele differenzierte und überzeugende Charaktere gelungen.

Nürnberger Tand. Historia eines Narren, eines Stummen und dreier gottloser Maler

Im Jahre 1525 wird in der Reichsstadt Nürnberg drei jungen Malern der Prozess gemacht. Die Brüder Barthel und Sebald Beham und ihr Freund Georg Pencz sind Schüler des in der Stadt besonders angesehenen, hochberühmten Meisters Albrecht Dürer. Die Autorin schildert in dem Buch die geistigen Auseinandersetzungen und Kämpfe, die der revolutionären Erhebung der unterdrückten Volksmassen im Großen Deutschen Bauernkrieg vorangingen.

Malt, Hände, malt. Ein Roman über Lucas Cranach d. Ä.

Der Roman über den Maler Lucas Cranach (1472-1553) beansprucht ein hohes Maß an dichterischer Freiheit bei Verwendung und Gestaltung der historischen Tatsachen, insbesondere durch die Einbindung des Familiären in die Zeitereignisse und die Versuche, das Innere des Malers literarisch und psychologisch zu ergründen. Dem berechtigten Informationsbedürfnis des Lesers wird in einer ausführlichen Zeittafel Rechnung getragen.

Jenseits von Ninive

Ein Mann mit dem bei uns nicht üblichen Vornamen Jonas erkrankt. Er wird in ein Sanatorium geschickt. Der Mann mit dem ungarischen Namen Jonas Molnar stirbt an Krebs. Zu seiner Hinterlassenschaft gehört ein Umschlag mit beschriebenen Blättern. In ihnen hat er versucht, die Krankheit einzuordnen in sein Leben. Wie von selbst drängte sich ihm dabei die Jonas-Fabel auf. So identifiziert er sich denn mit jenem Mann, der dem Auftrag Gottes, in Ninive Buße zu predigen, zu entgehen sucht. Der Schreiber erfindet Figuren und gibt ihnen symbolische Namen: „Ember“ - Mensch, „Követ“ - Bote, „Honvagy“ - Heimweh.

Aus Morgen und Abend der Tag. Philipp Otto Runge – sein Leben in fünf Bildern

Die Autorin hat fünf Gemälde des nicht einmal vierzig Bilder umfassenden Lebenswerkes dieses neben Caspar David Friedrich bedeutendsten Malers der deutschen Frühromantik zum Anlass einer weitreichend angelegten epischen Darstellung genommen. Der so gleichsam von den Werkaussagen ausgehende Text versucht in farbiger und lebendiger Schilderung das Leben des 1777 in Wolgast geborenen, 1810 in Hamburg gestorbenen Künstlers zu erfassen und dem Leser eine Vorstellung von den persönlichen, familiären und gesellschaftlichen Bedingungen zu geben, die hier durch einen tragisch frühen Tod an seiner Vollendung gehinderte Schaffen einwirkten.

Wolfgang Amadés Erben

Wenn auch Mozart mit Einsetzen der Handlung nicht mehr am Leben ist, so ist er doch durch seine Leistungen als Wunderkind, Virtuose und Komponist in den Erinnerungen seiner Familie und seiner Freunde als geistiges Zentrum dauerhaft präsent. Die Erben: das ist seine Frau Konstanze, der er zwei Söhne und ein zunächst wertloses „Papiererbe“ hinterlässt und die nun versuchen muss, ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben. Die beiden Söhne Karl und Wolfgang sind durch Namen und künstlerische Hinterlassenschaft des Vaters vorbelastet und müssen sich damit auseinandersetzen

Türme am Horizont. Roman über den mittelalterlichen Lübecker Bildschnitzer und Maler Bernt Notke

Jahrhundertlang beherrschte die Hanse den Handel von Brügge bis Nowgorod. Als der Stern der Hanse zu sinken begann, versuchte man von Lübeck aus, die fernegelegenen Handelsplätze durch kulturelle Einflussnahme an sich zu binden. So verpflichtete der Rat auch den Maler und Münzmeister Bernt Notke, dessen Stil tonangebend wurde für die norddeutsche Bildkunst und Plastik um 1500.

Die stumme Braut. Erzählung

Erzählt wird die Geschichte der flämischen Begine Dorothea. van der Gheenst und die der schönen Chane. Dorothea van der Gheenst, Vorsteherin des Beginenklosters in Wismar, macht auf einer Pilgerfahrt nach dem spanischen Santiago de Compostela, vom verbrieften mittelalterlichen Mantelrecht Gebrauch und rettet damit der schönen und liebreizenden Chane das Leben.

Paradiesgärtlein. Ein Tagebuch

Jugendbücher

Geisterstunde in Sancoussi

Die Autorin erzählt von dem kleinen und doch so großen Maler Menzel im Berlin des 19. Jahrhunderts. Einige seiner berühmten Gemälde sind hier zu Geschichten geworden: erbaulich, prächtig, vergnüglich, nachdenklich und allesamt unterhaltsam. Ein merkwürdiges Balkonzimmer wird gezeigt – durch die geöffnete Tür will eine neue Zeit herein. Es ist von einem König die Rede, der am liebsten Flöte spielt, wenn er nicht gerade auf dem Schlachtfeld ist. Es herrscht Gewitterstimmung, und es werden vornehme Damen gemalt und Soldaten und Kammerherrenzöpfe und Eisengießler und Lokomotiven und Licht und Musik ...

Das Männleinlaufen. Eine Alt-Nürnberger Schelmengeschichte über einen Lebkuchenbäcker

Jockel Wolgemut, der Schelm, beschließt, am Schembartumzug durch Nürnberg verkleidet als Fugger teilzunehmen. Da wird er von einem echten Fugger entdeckt und es kommt zu einem unglaublichen Angebot: Jockel soll mit ihm tauschen, soll seine Rolle wirklich spielen dürfen, nicht nur zum Spaß ...

Des Königs Musikant. Geschichten um Carl Philipp Emanuel Bach

Der Sohn von Johann Sebastian Bach hofft auf Aufstiegsmöglichkeiten am Hof des preußischen Kronprinzen – aber er bringt es nur bis zum Ersten Kammercembalisten. Er wird Zeuge einer Bücherverbrennung auf dem Gendarmenmarkt: der König lässt eine Schrift von Voltaire den Flammen übergeben. Auch in Carl Philipp Emanuel Bach verbrennt etwas: das Vertrauen auf König Friedrich. Ein Konzert am Rheinsberger Hof des Prinzen Heinrich entfremdet ihn gänzlich der höfischen Kunst und Welt, und er beginnt trotz vorgerückten Alters eine neue musikalische Karriere im bürgerlichen Hamburg.

Sachbücher

Aufbruch aus Mecklenburg. Gertrud von le Fort und ihre Welt

Wo liegen die besonderen Verbindungen zwischen Gertrud von le Fort (1876-1971) und Mecklenburg? Wie prägte das Leben in Ludwigslust und auf dem Familiengut in Boek an der Müritz den Heimatbegriff der le Fort? Welche Bedeutung hat-ten zeitgeschichtlicher Hintergrund, die Enteignung des Familiengutes, aber auch die anderen literarischen Strömungen ihrer Epoche für das von christlichem Humanismus zeugende Werk der Autorin?

Renate Krüger zeigt die enge Verbindung zwischen den einzelnen Lebensstationen der

Schriftstellerin und ihrem Werk. Immer wieder finden sich bei der Dichterin Rückbezüge auf eine Familientradition mit europäischen Dimensionen, aber auch auf die mecklenburgische Heimat.

Ausführliche Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>